

Das Pfennig-Magazin

für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 418.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[4. Januar 1851.

Das Abo Maria.



Karl der Große. *)

Zu Aachen, wo manchem großen deutschen Kaiser die Krone auf das Haupt gesetzt wurde, zum Wahrzeichen, daß er der vornehmste Herrscher sei in der Christenheit, steht in dem uralten Münster ein schlichter

Grabstein, auf welchem die Worte zu lesen sind: „Karl dem Großen.“ Bei diesem Steine soll Jedermann, der in die Kirche eintritt, des großen Kaisers Karl gedenken, dessen Name einst gepriesen und gefürchtet wurde von Christen und von Heiden bis zum fernen Morgenlande, weil er ein siegreiches Schwert führte und doch groß und gut war und weise regierte, der auch dieses Gotteshaus gegründet hat, wo er zuletzt nach allen herrlichen Thaten bestattet worden ist, um auszuruhen

*) Als Probe aus der Schrift: „Evangelisches Jahrbuch für 1851“, herausgegeben von Ferdinand Piper (Berlin, Wiegandt und Grieben), welche bestens empfohlen zu werden verdient.

von seinem schweren Tagewerke. Mehr als tausend Jahre sind seitdem verflossen und längst ist das ganze deutsche Volk eingegangen zu den Pforten der Kirche, längst hat sich die Asche des großen Kaisers mit dem Staube vermischt und andere Herrscher haben die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt; aber vergessen ist er darum nicht, denn keiner von allen Kaisern war größer als er, und wollte man einen am höchsten preisen, dann sagte man: „Er hat gewaltet wie Karl der Große.“ Denn alles Leben wie es geworden ist in deutschen Landen, und weit darüber hinaus, in bürgerlichen Einrichtungen und kirchlichen Ordnungen, das gibt Zeugniß von Dem, was er gethan hat, und unter Allen, die hierbei ein Werkzeug waren in der Hand Gottes, ist er das gewaltigste gewesen. Mit starkem Arm hat er einen großen Theil der deutschen Erde durchfurcht, damit sie jenes Senfkorn in sich aufnehme, das nun zu einem hohen Baume aufgewachsen ist, und in dem Schatten seiner mächtigen Zweige haben seitdem viele Millionen Menschen Obdach, Schutz und Frieden gefunden.

Als Karl im Jahre 768 nach dem Tode seines Vaters Pipin, der auch ein großer Herrscher war, zur Regierung kam, da hatte im Lande der Franken das Licht des Christenthums schon lange die alte Finsterniß verschleucht, denn in den Städten erhoben sich Kirchen und Bethäuser, die Bischöfe nahmen der Lehre wahr, den Armen und Unwissenden wurde das Evangelium gepredigt und die Menschen wohnten friedlich nebeneinander wie es Christensitte und Brauch ist. Aber so stand es nicht überall. Denn auf dem festen Lande herrschte die christliche Lehre nur noch jenseit der Alpen in Italien, wo in der uralten Stadt Rom der Papst seinen Sitz hatte, der damals der oberste Bischof der Christenheit war.

Wie ein Giland aus dem stürmischen Meere erhoben sich diese Länder unter dem Panier des Kreuzes, das hoch aufgerichtet war und weit hinauschaute in die Welt, denn ringsumher waren sie eingeschlossen von Heiden und Ungläubigen, die von allen Seiten einzudringen trachteten in die Christenheit. Da wohnte im Norden von Deutschland bis zur Elbe hin das tapfere und zahlreiche Volk der Sachsen, dem das sanfte Joch Christi eine schmächtige Knechtschaft schien, und über die Elbmündung hinaus saßen die harten Dänen und Normannen, die auch Heiden waren und auf ihren Raubschiffen alle christlichen Länder heimsuchten, und tiefer nach Osten hinein die Slawen und Wenden, die bittere Feinde waren aller Deutschen und des Christenthums. Weiter hinab im heutigen Ungarlande haufte ein fremdes Volk, das wilder und grausamer war als alle andern, die Avaren. Und jenseit des hohen Pyrenäengebirges in Spanien war das weite Reich der Saracenen, die glaubten zwar an einen einigen Gott, aber ihr Glaube war vermorren. Denn sie hielten Mohammed für einen göttlichen Propheten und haßten die Befenner der Lehre Christi. Also war die Christenheit überall von Heiden umgeben, da bedurfte es eines glaubensfesten Sinnes und eines starken Schmerzes, um sie vor Schaden zu hüten und den Untergang des Reichs abzuwehren. Auch hatte Karl viele und schwere Kämpfe zu bestehen; denn wo einer die Hände nach seiner Hülfe ausstreckte, da erschien er mit seinem Heere, und alle seine Priege hat er allein zum Schutze wider die Heiden und zum Beistande der Schwachen wider übermüthige Feinde geführt.

Zuerst aber rief der Papst seine Hülfe an gegen den mächtigen König der Longobarden, der dem Papste

mehre Städte entriffen und ihn in seinem eigenen Sitze bedroht hatte. Da überfiel Karl mit seinem Heere die Alpen und lagerte sich vor Pavia, der festen Hauptstadt des Königs. Der aber stand auf dem höchsten Thurme der Stadt und schaute hinaus nach dem feindlichen Lager. Als er nun den König Karl erblickte im glänzenden Helmschmuck, wie er weit kenntlich vor den andern hoch auf seinem Rosse saß mit dem Speer in der Hand, da erschrak er über den gewaltigen Mann, der Muth entsank ihm und er stieg vom Thurme herab. Bald darauf wurde die Stadt erobert und das ganze Reich der Longobarden, der Papst war gerettet und alle christlichen Reiche in Italien, Frankreich und Deutschland gehorchten fortan nur einem Herrscher, dem Könige Karl. Als er nun wenige Jahre darauf einen Reichstag hielt mit den Großen des Landes zu Paderborn, da erschien abermals Bittende vor seinem Throne; das waren Statthalter der Saracenen, die schon von seiner Macht und Weisheit gehört hatten. Sie unterwarfen sich und ihre Städte seinem Regimente und flehten, er möge ihnen zu Hülfe kommen wider die Bedrückungen des Khalkfen, der in Spanien herrschte. Karl aber hieß sie willkommen und erkannte in ihrer Bitte den Ruf, daß er die Kirche solle wiederherstellen helfen im Lande der Saracenen. Und er zog über die Pyrenäen und den großen Fluß Ebro und eroberte die Stadt Saragossa; alles Land aber, durch welches er gekommen war, gehorchte ihm von jetzt an. Da er nun auf dem Rückwege einherzog auf engem Pfade zwischen den steilen Felsenwänden, deren Spizen sich in die Wolken verlieren, da brachen aus verborgenen Klüften die feindlichen Gebirgsvölker hervor, und viele tapfere Mannen wurden erschlagen oder in den Abgrund gestürzt; doch Karl und die Seinen brachen sich Bahn und erreichten die Heimat wieder.

Hier aber warteten seiner noch schwerere Kämpfe. Denn schon vorher hatte der blutigste unter allen Kriegen begonnen, den Karl je bestanden hat, der gegen die Sachsen. Er kostete vielen Tapfern auf beiden Seiten das Leben und hat 33 Jahre lang gedauert. Schien es aber, er sei beigelegt, so brach er wie eine alte und unheilbare Wunde immer wieder von neuem aus. Die Sachsen und Franken waren Nachbarn und von alten Zeiten her Feinde. Wenn nun die heidnischen Sachsen einfielen in das Reich und die Kirchen verbrannten, dann fasten auch die heimlichen Heiden, die noch unter den Franken im Verborgenen lebten, neuen Muth und drohten sich zu erheben, darum war dieser Krieg gefährlicher als alle andern. Lange Zeit wechselte Sieg und Niederlage, Bekehrung und Abfall; aber der König ruhte nicht eher, als bis er die Sachsen bezwungen und ihren harten Sinn gebrochen hatte. Da empfingen ihre vornehmsten Führer die Taufe, und das Volk nahm den Glauben und die Sitte der Christen an. Da nun der König im Sachsenlande Burgen und Kirchen errichtet hatte, überschritt er auch die Elbe und lernte die Völker der Wenden und Slawen kennen. Einen Theil von ihnen und auch die Böhmen unterwarf er dem Reiche, und so kam das Christenthum auch zu diesen. Dann aber ging er wider die Avaren im Ungarlande, die eine Plage waren für alle benachbarten Völker, denn sie plünderten weit und breit und häuften alles geraubte Gut in ihren festen Plätzen zusammen. Doch Karl eroberte ihre Festen, entriß ihnen den Raub und legte Grenzwehren wider sie an, damit das Reich gesichert wäre vor ihren Einfällen. Auch die Dänen bekriegte er und schloß dann

einen Frieden mit ihnen, daß ihre Raubschiffe ihm fortan keinen Schaden mehr thäten.

So hatte Karl ein großes Reich gestiftet, wie seit Jahrhunderten keins war gesehen worden, denn alle deutschen Stämme gehorchten ihm und die Völker in Italien und Frankreich, die Saracenen am Ebro, die Slaven an der Elbe und die Awaren an der Raab. Über 30 Jahre waren nun unter wechselnden Geschicken verfloßen, da geschah es, daß Karl wiederum nach Italien ziehen mußte, denn abermals hatte der Papst seinen Schutz angerufen. Der Papst, welcher damals in Rom herrschte, hieß Leo; gegen den erhoben sich seine Feinde und da er im feierlichen Zuge durch die Straßen ritt, fielen sie über ihn her und verwundeten ihn. Da aber seine Wunden geheilt waren, entfloß er aus der Stadt und eilte nach Deutschland, damit Karl ihm helfe. Als dieser die Bitte Leo's vernommen hatte, wurde er zornig über die geschehene Frevelthat, bot seine Mannen auf und zog nach Rom. Hier untersuchte der König Alles nach dem Rechte, strafte die Frebler und stellte den Frieden wieder her. Da es nun um die Weihnachtszeit war, so beging er zu Rom das hohe Fest, wie es sich ziemt. In der Peterskirche aber war er zugegen mit seinen Rittern bei dem feierlichen Hochamte, und als er niedergekniet war vor dem Altare, da setzte ihm der Papst vor allem Volke eine Kaiserkrone auf das Haupt und begrüßte ihn als Kaiser und Herrn der Christenheit. Das Volk aber rief mit lauter Stimme: „Heil und Sieg dem erhabenen Karl, dem großen und erlauchten römischen Kaiser, den Gott gekrönt hat.“ Das war ein großer und feierlicher Augenblick, wie er selten vorkommt in dem Leben der Menschen, denn das war der Ursprung und Anfang des deutschen Kaiserthums, das 1000 Jahre bestanden und auf die Geschichte vieler Völker eingewirkt hat bis auf den heutigen Tag. Karl aber nannte sich von nun an einen Kaiser von Gottes Gnaden und achtete sich für einen Schirmherrn der Kirche und Vorsteher der Christenheit, dem Gott das Amt gegeben, daß er in Kirche und Reich zum Rechten sehe und die Seelen Aller, die Gott seiner Herrschaft untergeben habe, den Weg des Heils führe.

Als ein wahrer Kaiser trug er nun Sorge für das Große wie für das Kleine, für Recht und Gerechtigkeit, für den Schutz der Armen und Bedrängten, für die Kirche und die Reinheit ihrer Lehre, für Predigt und Gottesdienst, für Schulen und Unterricht der Kinder und die Wissenschaft. Alles dessen nahm er wahr neben den Sachen des Staats, den Kriegen, Heerzügen und Botschaften, die er aus allen Theilen des Reichs anhörte. Auch durchzog er das Land und wollte überall selbst sehen und hören, wo zu helfen sei. Dann versammelte er die Grafen, Bischöfe und Aebte und berieth mit ihnen das Wohl des Landes, gab Gesetze und ordnete Alles, wie es am besten schien.

Vor allem aber sorgte er für die Kirche, für ihre Erhaltung, wo sie eben gepflanzt war, für ihre Förderung und Besserung, wo sie schon länger bestand. Weil nun bei den Sachsen das Heidenthum am tiefsten eingewurzelt war, sandte er dorthin die kräftigsten Streiter und Arbeiter. Da predigte und taufte Liudger, Lebuin und Willehad, die ihre Gedenktage im christlichen Kalender haben. Auch theilte er das ganze Land in Sprengel, denen er Bischöfe vorsezte, damit sie auf das Heil des Volkes sehen und das Gewonnene erhalten möchten. So wurden Bischofsitze errichtet in Paderborn, Münster, Osnabrück und Bremen. Und auch

zu den Awaren wurde von Salzburg aus das Christenthum gebracht. Mit den Bischöfen aber machte der Kaiser über die Reinheit der Lehre, und wenn sich irgendwo zum Verderben der Leute Irrlehrer erhoben, dann trat er ihnen mit den scharfen Waffen des Geistes entgegen und suchte sie auf den richtigen Weg zurückzuführen. Doch die Bischöfe selbst ermahnte er zu untadeligem Wandel und zur Wachsamkeit über Leben und Predigt der Priester, daß sie dem Volke das lauterere Evangelium verkündigten, und nichts aufkomme, was der Schrift zuwider sei. „Sie sollen predigen“, verordnete der Kaiser, „von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Christi, sie sollen das Laster strafen, zur Liebe ermahnen, Glaube und Hoffnung erwecken und auffodern zu allen christlichen Tugenden, damit die Leute vom Bösen lassen und das Gute thun.“ Zum Muster und Vorbilde ließ er eine Sammlung der Predigten der alten und großen Kirchenlehrer machen. Damit aber die Priester nicht aus Unwissenheit in Irrlehren verfielen und zu allen Zeiten Rechenschaft geben könnten von dem Inhalte der heiligen Schrift, wollte er, daß sie auch in Sprache und Wissenschaft bewandert sein sollten. Darum rief er große Gelehrte, die damals vor allen Ländern in Italien und England waren, an seinen Hof, und an den Bischofsitzen und in den Klöstern ließ er Schulen einrichten. Auch die Kinder sollten in dem Glauben unterrichtet werden, und der Kaiser achtete es nicht unter seiner Würde, in den Schulen in ihre Mitte zu treten und sie zu loben oder zu tadeln. Dann aber stellte er im ganzen Reiche alle verfallenen Kirchen wieder her und erbaute neue, unter diesen aber war ihm keine lieber als die zu Aachen. Diese schmückte er mit kaiserlicher Pracht und ließ Säulen, Marmor und Kunstwerke aus Rom und Ravenna kommen, und hier feierte er am liebsten die hohen Feste Weihnachten und Ostern. Damit nun solche Feste begangen würden wie es sich gebührt, bezog er berühmte Lehrer des Kirchengefangs aus Italien, daß die Franken auch hierin unterwiesen würden; auch ließ er Orgeln in den Kirchen aufstellen.

(Beschluß folgt.)

Das angeblich hohe Alter des Hirsches.

Wie von vielen Thieren das Alterthum eine Menge Fabeln und Irthümer bis auf unsere Zeiten vererbt hat, so fehlt es daran auch nicht in der Naturgeschichte des Hirsches. Man lese nur beispielsweise im Aelian und Plinius nach, um zu sehen, was Alles über diesen König der Wälder gedichtet und erdichtet worden ist. Namentlich erwähnt auch schon Plinius das hohe Alter, zu welchem er angeblich gelangen kann, und dieser Irthum hat sich hier und da bis auf unsere Tage erhalten. Wol 100 Jahre soll der Hirsch alt werden können, meinte Plinius; wol einige hundert Jahre, meint mancher alte Forstmann, namentlich ein tüchtiger Waidmann, William Scroope, der 1839 in London eine „Thiergartenkunst“ herausgab, worin er von der *longa cervina juvenus*, d. h. der langen Jugend des Hirsches, gar Vieles aus Schottland zu erzählen wußte. So hatte noch 1836 der Graf von Dunmore einen prachtvollen Hirsch im Geengarry-Thiergarten erlegt, bei dem man am linken Hufe das Zeichen fand, womit der Besitzer dieses Parks im 17. Jahrhundert die ihm etwa in die Hände fallenden Hirschälber zu zeichnen und dann freizulassen pflegte. Da er bereits

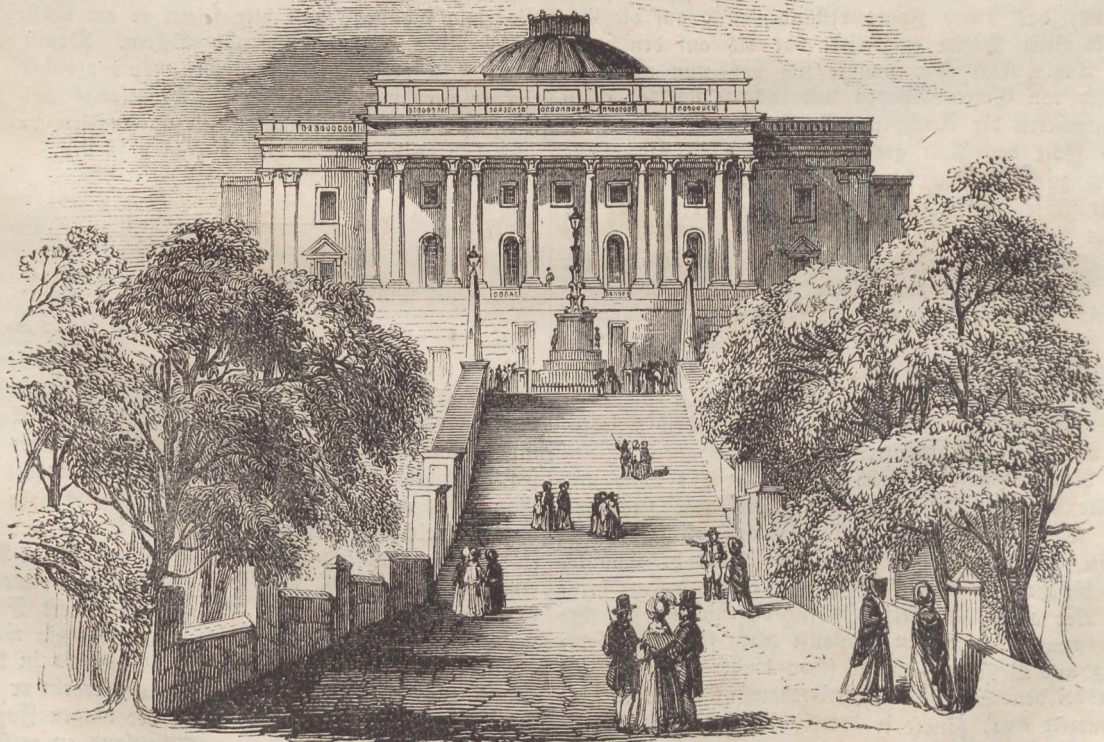
150 Jahre todt war, so mußte auch, scheint es, dieser Hirsch dies Alter erreicht haben, wenn nicht spätere Erben des Grafen sich des nämlichen Zeichens bedient und so den falschen Schluß veranlaßt hatten. Von einem andern Schotten, dem Capitain Macdonald in Lochaber, der 1786 starb, erzählt jeder Waidmann dort, daß er eine weiße Hinbin wol 50 Jahre lang beobachtet, aber stets geschont habe, weil sein Vater sie mindestens ebenso lange, ja wol zehn Jahre länger noch hegte, und in der ganzen Umgegend sprach man von ihr oder besang sie wol gar.

Denn weiß war sie wie eine Lilie,
Und schön, sowie der Silbermond am Himmel,
Wenn er aus dem Bereich der Wolken tritt
Und einsam glänzend auf die Erde schaut.

Wohl dem Rudel Hirsche, das sich ihr anschloß; denn, behauptet die Sage, kein Jäger würde je einen Schuß auf dasselbe gethan und sie dadurch verschreckt haben. Auf der Bergkette zwischen Badenoch und Inverness weidete, behauptete man, ein alter Hirsch, der wol 200 Jahre zählte und immer auf freier Ebene ganz allein zu äßen pflegte. So sah ihn 1777 Angus Macdonald und sandte ihm eine Poste zu, welche den alten Damh-mor a Vinalia, wie man ihn genannt hatte, ins Blatt traf, aber nicht tödtete; denn erst 30 Jahre nachher wurde er bei Badenoch erlegt und

die Kugel jenes Tages in der linken Schulter einen Zoll tief unter der Haut gefunden, welche noch die Narbe zeigte, wenn es — wahr ist. Selbst aus unserm Thüringerwalde berichtet Scroope ähnliche Wunder, die ihm allerdings nur durch Erzählung von Freunden gekommen sind, welche sich daselbst, namentlich am Hofe zu Koburg, aufhielten, wo bekanntlich unter dem verstorbenen Herzoge die Jagd so lebhaft und mit mehr Glück betrieben wurde, als jetzt — die Operncomposition. Und was ist von allen solchen Nachrichten zu halten? Nichts! In jedem Thiergarten, wo man Hirsche hegt und sie also genau beobachten kann, weiß man kaum ein Beispiel, daß irgend einer, absichtlich geschont, nur etwas über 20 Jahre gelebt hätte. Nun mag allerdings der vollkommen freie Wald immer noch mehr als selbst der größte Thiergarten der Natur des Hirsches zusagen und ihm wol dann selbst das Doppelte dieses Alters versprechen, mehr aber dürfte nicht herauskommen, so lange nicht alle Gesetze übertreten werden sollen, welche sich aus dem Zeitverhältnisse des vollkommen gereiften Zustandes zur Lebensdauer überhaupt ergeben. Alles Übrige gehört ins Reich der Fabeln und — Jagdwindbeuteleien, die einem „English Sportsman“ so geläufig sind wie jedem deutschen Sonntagsjäger.

Das Capitol in Washington.



Das Thaer-Denkmal in seiner jetzigen Vollendung.



Die Urwelt und die jetzige Welt.

Daß unsere Erdoberfläche nicht immer so gewesen ist, wie wir sie jetzt sehen, daß sie die mannichfachsten Veränderungen erfahren hat, weiß fast Jedermann, der etwas Kunde von ihr sich anzueignen Gelegenheit hatte. Es gab höchst wahrscheinlich eine Zeit, wo sie ganz mit Wasser bedeckt war; ein allgemeines Weltmeer, wie sie sich darstellte, konnte damals also nur große und kleine Wasserthiere nähren, besonders Fische, die sich gegenseitig verschlangen. Allmählig hoben sich Inseln und Berggrücken heraus; das Wasser drängte sich in die entstandenen Tiefen zusammen und statt ihrer bedeckte eine riesige Pflanzenwelt die trockengelegten Erdtheile, indem sich, als vielleicht wieder viele Jahrtausende vergangen waren, neue Thiergeschlechter und neu entstandene edlere Pflanzenformen bildeten. Kein Mensch vermag jedoch die Zeit von dem Übergange der einen Erdgestaltung in eine andere Form zu berechnen; wir haben von allen diesen Veränderungen nur einzelne zerstreute Überreste, die eine Hieroglyphenschrift bilden, wozu uns noch der Schlüssel fehlt. Nur so viel scheint festzustehen, daß es nicht eher Menschen gab, als bis die Erde in der jetzigen Gestalt sich ausgebildet hatte; und so mag allerdings gar manches Jahrtausend hingegangen sein, ja wol manches Jahrhunderttausend, wo Niemand die Wunder der Schöpfung schauen, nach den sie bedingenden Gesetzen forschen, Das, was die Erde Schönes und Großes bot, mit Selbstgefühl und Bewußtsein genießen konnte. Die Erde war, konnte man sagen, ein Palast für Riesenschlangen, Riesen-eidechsen, Haifische, später auch für vierfüßige Ungeheuer; die Gebirge wölben sich, daß Riesenspinnen ihre Netze darin aufschlugen und Fledermäuse von einer Art darin nisteten, die wir uns gar nicht recht denken können, so abenteuerlich, so riesengroß flatterten sie umher. Sonderbar! Der ganze große Erdball für Millionen Raubthiere, groß und klein! Nicht ein denkendes, fühlendes, seiner selbst bewußtes Wesen! Und doch konnte es nicht anders sein, wenn dieser Weltkörper sich allmählig zu einem Wohnsitz der Menschen gestalten sollte. Und doch zeigt uns die Erde heute zum großen, ja zum größten Theile dasselbe Schauspiel. Wie viel ist denn von der ganzen jetzigen Erde bewohnt und bewohnbar? Der ganze Südpolarkreis hat, die Robben und Walffischarten abgerechnet, nicht einmal Säugthiere, am wenigsten taugt er zum Aufenthalte nur eines Menschen; am Nordpol ist es wenig anders. Der Mensch wandert da nur einzeln auf dem Schnee und Eise herum. In der heißen Zone nimmt noch der Tiger blutgierig viele hundert Quadratmeilen als sein Jagdgebiet in Anspruch, und der Löwe verkündet in gleicher Art seine Oberherrschaft in Africas Sandwüsten. Nehmen wir hierzu die hochaufliegenden Gebirge, welche nur bis zu einem gewissen Punkte den dauernden Aufenthalt erlauben, ziehen wir die vielen Einöden Neuhollands, die undurchdringlichen Wälder Amerikas, die Wüsten Africas, die Salzsteppen Asiens in Betracht, so dürfte auch jetzt nur der fünfte Theil des Erdballs für bewohnbar gelten und jedes übrige Fünftel dem Zustande gleichen, der vor Jahrtausenden stattfand, wo noch kein Mensch vorhanden war. Jedoch auch davon abgesehen, könnte das Menschengeschlecht jetzt gar nicht die Erde, d. h. selbst diesen fünften Theil nicht, bevölkern, wenn nicht jenes bewußtlose Chaos Jahrtausendtausende hindurch die Erde erst für Menschen bewohnbar gemacht hätte. Wie übergehen ganz die Periode, wo die Erde eine von Wasser um-

hüllte Kugel war; daß hier kein Mensch, wie er nun einmal ist, leben konnte, bedarf wol keiner Nachweisung. Allein als sich nun die Wassermassen in die entstandenen Meeresbecken verließen und die Inseln, die Berggrücken trockenen Boden gewährten: so konnte er ebenso wenig von Granit seine Mahlzeit erhalten wie von einem andern sonstigen steinigen Niederschlage. Es fehlte ihm an Feuer zum Kochen, an Holz, zu bauen, an Stoffen, sich zu bedecken. Es mußten auf der Erdoberfläche mithin unendliche Veränderungen vorgehen, ehe sie zu seinem Wohnplatze tauglich ward, und hätte die Erde Millionen Jahre bestanden, ehe diese Umwandlungen ihre Bahn durchlaufen konnten, so kann man doch sicher wol behaupten, daß der erste Augenblick ihres Daseins mit dem im genauesten Zusammenhang steht, wo sie nun zu einem Wohnplatze fürs Menschengeschlecht, wenigstens theilweise, geeignet war; denn wir wissen ja, daß jetzt noch nur der kleinste Theil auf dieses Beiwort Anspruch machen kann. Allerdings aber gewinnt jener von keinem Menschen zu berechnende, mit dem Begriffe der Ewigkeit zusammenfallende Zeitraum der Urwelt eine eigene Bedeutung für uns, wenn wir nun sehen, wie das geringste Muschelthier schon vor vielleicht Millionen Jahren, wie Millionen Insektenthierchen und immer neue Millionen und Billionen Thierchen der Art leben und sterben mußten, um mit ihren kleinen Panzern, die kein unbewaffnetes Auge je erblickt hat, für den Menschen die Stoffe anzuhäufen, aus welchen er sich seine Hütten wie seine Paläste baut. In ähnlicher Weise sorgte so vor Aeonen Jahren die Natur dafür, daß er den Stoff fand, mittels dessen er sich wärmen und die Metalle schmelzen, so aber Alles schaffen kann, was er, um seine Herrschaft über die bewohnbare Erde zu behaupten, nöthig hat. Als die ursprüngliche riesenartige Pflanzenwelt der aus den Gewässern emporgestiegenen Erdoberfläche durch neue Umwälzungen derselben in die Erde versank, gab sie nicht, wie unsere Pflanzenwelt thut, ihre Urstoffe der Erde und der Atmosphäre selbst zurück, im Gegentheil bildete sie einen Schatz, der Jahrtausende, Jahrhunderttausende hindurch in unerschöpflichen Vorräthen des Augenblicks hartete, wo ihn die fleißige Hand des Menschen zu Tage fördern würde, damit er als Stein- oder Braunkohle Wärme, Licht und Wohlsein in tausenderlei Weise verbreiten könne. Welches Schauspiel! Vor nicht zu berechnenden Jahren versanken die Pflanzen, welche heute dazu dienen, unsere Speisen zu bereiten, unsere Wohnungen zu erleuchten, das Gewässer in Dunstgestalt zum Führer durch die Meere und über die ganze Erde zu machen. Vor Jahrtausenden sanken sie in den dunkeln Schoos der Erde und Jahrtausende lang verheißten sie, uns zu wärmen, zu kleiden, die langen Nächte in Tageshelle zu verwandeln.

Vergeblich würde man allerdings wol einen Zusammenhang zu finden streben, insofern die Erde während der vorletzten Periode, die ihrer jetzigen Beschaffenheit vorherging, Thiergestalten nährte, welche den jetzt vorhandenen nur annäherungsweise gleichen und zum Theil gar keine Ähnlichkeit mit ihnen finden lassen. Erst die neuere Zeit hat in dieser Art Vieles aus den Schichten zu Tage gefördert, und selten vergeht ein Jahr, wo nicht irgend ein neuer Fund irgendwo durch riesige Größe oder sonderbare Gestalt überraschte. Ein riesenartiges Faultier solcher Art, ein Megatherium, wie man es bezeichnet hat, vereinte das Wesen des Faultiers, des Armadills und wol noch einer andern Art; gepanzert über und über, zwölf Fuß lang

und acht Fuß hoch, mit einem ebenfalls gepanzerten Schweife versehen, der aber länger war wie ihn jetzt irgend ein Thier hat, mit Füßen eine Elle lang und Niesenklaue daran; schwerfälliger als irgend ein Flusspferd oder Nashorn, scheint es außer Stande gewesen zu sein, zu laufen, zu klettern, zu springen, sich in eine Höhle einzugraben. Indessen es lebte, seinen Zähnen nach zu urtheilen, von Wurzeln der Bäume, die es mit seinen Klauen leicht bloßlegen konnte, und Feinde hatte es wol nicht zu fürchten. Ein Schlag mit seinem Panzerschweife tödtete jedes ihm zu nahe kommende Thier, das ihm wegen des übrigen Panzers nicht Gefahr drohen konnte. Kurz es eignete sich für die damalige Bildungsstufe der Erdoberfläche, die nur noch von ebenso ungeheuern eidechsenartigen Wesen besucht wurde, welche durch ihre Größe und Gestalt Alles hinter sich lassen, was die ausschweifendste Phantasie erdenken möchte; denn eine Länge von 30—40 Ellen, Kinnladen, die, sechs Ellen lang, sich öffnen, Augenhöhlen von einer halben Elle im Umfange, mit Flossen gleich einem Walfische, mit Zähnen eines Krokodils ausgerüstet, mit Wirbeln, gelenkig wie die eines Fisches, gleich der Ichthyosaurus einem Raubthiere, das auf der Erde wie im Wasser gleiche Verheerungen anrichtete, und der Pleosaurus durch einen hinzutretenden unendlich langen Hals bald einer Schlange, bald einem Krokodil durch seine Zähne, bald einem vierfüßigen Thiere durch einen langen Schweif, indem ihn ungeheure Nudelflossen dem Walfische ähnlich machten. Selbst aus der jüngsten Periode, die unserer Erdgestaltung vorausging, in der Kalkformation, wie wir sie nennen, sind uns noch solche wunderbare Räthsel übrig geblieben. Während jene Rieseneidechsen sich mehr der Gestalt des Walfisches näherten, hatten sich andere Ungeheuer mehr die Vogelgestalt angeeignet, aber in so eigenthümlicher Weise, daß Cuvier sie mit nichts auf der jetzigen Erde zu vergleichen wagt. Am nächsten dürften sie noch der Fledermaus kommen, während jedoch die verlängerte Schnauze ans Krokodil denken läßt. Das ungemein große Auge mochte dem Thiere erlaubt haben, auch in der Nacht zu sehen. Dies und die in lange Haken ausgehenden Finger an den Flügeln würden den Charakter der Fledermaus noch mehr bestätigen, während jedoch das ganze Thier zum Schwimmen geeignet war und bald über dem Gewässer, bald über der Einöde, bald in den Fluten seinen Raub aufsuchte. Man denke sich einen Flug solcher Ungeheuer in der Luft, eine Herde von Ichthyosauriern und Pleosauriern auf den sumpfigen Flächen an den Küsten, in den Strömen — und alle Einbildungskraft erlahmt, wenn wir uns noch an jene Megatherien und Mastodonten etwa erinnern, die auf den trockenern Theilen herumweideten, und man sieht nur, daß der ganze Erdball sich erst zum Wohnsitz für den noch nicht vorhandenen Menschen ausbilden sollte.

Die Erde nährte Ungeheuer nur,
Das Meer, die Luft ernährte sie nicht minder;
Doch das Geschöpf, viel edler als sie Alle,
Und hohen Sinnes mächtig, fehlte noch!

Es erschien; der Mensch betrat die in so unendlich langen Zeiträumen für ihn zugerichtete Erde, und es ist nun ein Zeitraum von manchem Jahrtausend verflossen, ohne daß wir doch sagen könnten, wie die Erde zu ihrer eigentlichen Bestimmung und letzten Gestalt gelangt sei. Im Gegentheil dürfte sie wol im Laufe künftiger Jahrhundertaufende noch manche Umformung erleiden müssen; denn gestehen wir es nur offen, daß sie physisch, moralisch und intelle-

tuell gleich unvollkommen sei. Furchtbare Orkane, Erdbeben, Emporsteigen einzelner, Versinken anderer Flächen, unabsehbare Wüsten, unwohnbare Eisflächen erinnern nur zu häufig an jenen Zustand, wo sie noch nirgend für Menschen zum Wohnplatz tauglich war; sehen wir aber auf den Menschen selbst, ihren edelsten Bewohner, wie beschränkt ist der Grad seines sittlichen Bewußtseins und der Bereich Dessen, was er wahrhaft erkennen und durchschauen kann! Alles, was jenseit seiner fünf Sinne liegt, bleibt ihm nur eine weite Fläche von Vermuthungen, Meinungen, Ahnungen, ohne daß er es nur irgendwo zu einer klaren, sichern Einsicht, Überzeugung und Gewißheit bringen könnte. Sich selbst ist er das größte Räthsel. Er weiß nicht, wie und woher sein Geschlecht auf Erden kam; er weiß von sich selbst nicht, wie er entsteht, besteht und vergeht und was aus ihm nach dem Vergehen, d. h. nach dem Tode, wird. Seine Leidenschaft verleitet ihn nur zu oft, dem Thiere gleich zu werden, und seine leicht irgeleitete Vernunft führt ihn oft auf noch schrecklichere Abwege, als die Leidenschaft. Man denke nur an Alles, was Fanatismus, Aberglaube und Revolution zuwegebrachten; wie Millionen zu Sklaven einzelner Tyrannen wurden, ja zum Theil oft mit Freuden vor ihnen krochen; wie Millionen noch jetzt von andern Völkern zu Sklaven gemacht werden — und man wird schon aus diesen wenigen Strichen abnehmen, daß die Erde vor der Hand noch lange nicht das Paradies sei, wozu sie sich wahrscheinlich im Laufe künftiger Ewigkeiten umbilden und ausbilden wird, ohne daß ein Sterblicher, eben ihrer intellektuellen Unvollkommenheit wegen, das Wenn und Wie nur annähernd berechnen könnte!

Ziegelthee.

Der Ziegelthee wird aus China zu Lande in festen Massen, großen Ziegelsteinen ähnlich, über die Berge von Tibet nach der Tatarei und Rußland transportirt. Jeder Theeziegel wiegt etwa acht Pfund und ihrer zwei werden auf den Rücken eines Schafs gepackt. Dieser Thee wird mit Milch, Zucker, Zimmt und Gewürznelken zu einer Art von Suppe gekocht, welche angenehm und kräftig, vorherrschend nach Zimmt schmeckt.

Magdalene Elisabeth Schrader. *)

In Jaffna, auf der nördlichen Halbinsel von Ceylon, starb im Juni 1850 eine merkwürdige Frau, die 90jährige Witwe eines holländischen Beamten, G. J. Schrader. Sie war die Enkelin eines holländischen Geistlichen de Melho, der nach 40jähriger Wirksamkeit auf der Insel im Jahre 1790 starb; sie hatte in ihrer Jugend dem Großvater, der ein tüchtiger Theolog, Sprachkundiger und Dichter war, als Schreiberin geholfen. So hat sie z. B. die von ihm für die eingeborenen Christen übersetzten fünf Bücher Moses für ihn abgeschrieben, und in früher Jugend sich in holländischer, portugiesischer und Tamilsprache gleichmäßig ausgebildet. Als Ceylon britisch wurde, lernte sie alsbald die englische Sprache und machte es zu ihrer Aufgabe, nach Kräften das Seelenheil Aller, die ihr nahe ka-

*) Nach dem „Ausland“.

men, zu fördern. Bekanntlich ließen die Engländer alle Anstalten der holländischen Regierung zur Förderung des Christenthums auf der Insel in Verfall gerathen, die Kirchen und Schulen zerfielen und auf allen Seiten erhoben sich Gözentempel. Frau Schrader konnte das nicht ruhig ansehen, und da sie keinen andern Weg sah, fing sie an in Jaffna öffentlichen Gottesdienst zu halten, an den Sonntagen in Portugiesisch, Mittwoch und Freitag in Holländisch und Tamil; Europäer und Eingeborene sammelten sich dazu in Haufen, und Kenner bewunderten die Tüchtigkeit ihrer Predigten. Auch errichtete sie eine Freischule und erzog Knaben und Mädchen. Ihr Neffe, Kaplan Arndt, und Missionar Nicholas sind Beweise von Dem, was sie als Erzieherin und Lehrerin leistete. Als die amerikanische Mission errichtet wurde, that sie was in ihren Kräften stand, das neu angefangene Werk zu fördern, bis sie nach mehr als 30jähriger Arbeit in öffentlicher Predigt im Wachstume der Missionskirche einen Wink sah, sich auf Privatwirksamkeit zu be-

schränken. Doch wirkte sie bis zu ihrem Ende im Stillen fort. Sie hinterließ keine Kinder, nur eine beinahe hundertjährige Tante. Frau Winslow schreibt in ihrem Tagebuche: „October 28, 1821. Heute predigte Frau Schr. etlich' und 30 Weibern in unserm Speisezimmer. Sie stand hinter einem Tischchen, auf dem das Tamil-Testament und ein Gesangbuch lag. In einfachem weißem Kleide stand sie da, die grauen Haare sorgfältig geflochten, eine hohe, gerade Gestalt mit ehrwürdiger, sanfter Miene. Sie sagte einfach, warum sie gekommen sei, und bat um Aufmerksamkeit, öffnete das Gesangbuch und sang ein Tamil-Lied vor, las dann mit nachdrücklicher Stimme ein Kapitel, erklärte es ausführlich und schloß mit einer Darlegung der Grundlehren unsers Glaubens. Alles war in gespannter Aufmerksamkeit; ihre Rede verdiente solche, auch war der Ausdruck gewinnend, ihre Stimme klar, wie Thau tröpfelten die melodischen Klänge Weisheit für die Unmündigen, Trost für die Beladenen. Wir waren tief gerührt.“

Zur gefälligen Beachtung.

Das „Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung“, das sich in den seit dem Jahre 1833 in ununterbrochener Reihenfolge erschienenen und mit mehr als 5000 Holzschnitten ausgestatteten 18 Jahrgängen zu einer reichhaltigen Encyclopädie des Wissenswerthen aus allen Fächern ausgebaut hat, tritt in dem neubegonnenen Jahre seinen Gang durch dasselbe aufs neue an und wird es sich angelegen sein lassen, dem Kreise der Leser, die es gefunden hat und fernerweit zu finden hofft, vielseitige Belehrung und Unterhaltung zu bieten. Da es an den erforderlichen Stoffen dazu in unserer Zeit nach allen Seiten hin nicht fehlen kann, so wird auf eine den Ansprüchen der Gegenwart angemessene Form der Mittheilungen für Belehrung und Unterhaltung stets Rücksicht genommen werden und sorgfältige Auswahl der einzureihenden Illustrationen sowie gefällige Ausstattung durch Druck und Papier werden zusammenwirken, dem „Pfennig-Magazin“ auch in diesem Jahrgange den bisher ihm zu Theil gewordenen Beifall zu erhalten und zu vermehren.

Auch der Neuen Folge neunter Jahrgang des „Pfennig-Magazin“ erscheint in 52 Nummern, jede zu einem Bogen, mit vielen Abbildungen. Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr. Der Neuen Folge sechster bis achter Jahrgang kosten geheftet ebenfalls jeder 2 Thlr.

Um die frühern Bände des Pfennig-Magazin, dieser wohlfeilsten und zugleich reichhaltigsten illustrierten Bibliothek für Belehrung und Unterhaltung, dem Publicum noch leichter zugänglich zu machen, sind die ersten 15 Jahrgänge desselben folgendermaßen im Preise ermäßigt worden:

- I. — V. Band (1833—37) auf 4 Thlr.
- VI. — X. Band (1838—42) auf 4 Thlr.
- XI. — XV. Band (Neue Folge I. — V. Band, 1843—47) auf 4 Thlr.
- I. — XV. Band **zusammengenommen** auf 10 Thlr.
- Einzelne Jahrgänge auf 1 Thlr.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang 1851 werden in allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen, durch welche auch die erste Nummer als Probe zu erhalten ist.